

Dr. Ursula Bernauer, Freiburg

Der west-östliche Diwan – Goethe und Jung als Brückenbauer für den schöpferischen Dialog zwischen Orient und Okzident

Vortrag im C.-G.-Jung-Institut CH-Küsnacht, 23.11.2012

Die Beziehung zwischen Orient und Okzident – das ist ein hochaktuelles Thema. Mit dem Blick auf die derzeitige Weltlage im Nahen und Mittleren Osten (Krieg in Syrien, der Konflikt im Gazastreifen, das Verhältnis zum Iran) ist es sogar von höchster Brisanz. In einer solchen Situation werden Vorstellungsbilder, Urteile und Ängste wachgerufen und wirbeln wild durcheinander. Denn wir leben in einer globalisierten Welt, wir mischen mit, und sei es nur durch Seitenbemerkungen im Alltag. Ob wir wollen oder nicht, wir werden in dieser Debatte herausgefordert, uns mit dem Fremden – und damit auch mit uns selbst - zu befassen, unsere Bilder zu überprüfen und möglicherweise Perspektiven zu erweitern.

Dies der beunruhigende Hintergrund dieser Vorlesung. Ich meine, dass die Analytische Psychologie **Carl Gustav Jung** einen Beitrag leisten kann, um Brücken zu bauen für das Gespräch zwischen Okzident und Orient, das heutzutage wichtiger ist denn je.

Welche Assoziationen haben wir eigentlich, wenn wir das Wort Orient hören, das „*Morgenland*“? Was sind unsere Bilder vom „*Orient*“? Tausendundeine Nacht, Schleier und Schönheit, Rosen und Nachtigallen, Kamel und Karawane, Frauen, eingeschlossen in der Welt des Harem, tanzende Derwische, Teppiche mit Vögeln und Blumenranken in allen Farben eines Paradiesgartens ... sehnsüchtig schöne Bilder, geheimnisvoll. Kontrastiert von Bildern explosiver Gewalt, die keinerlei Argumentation zugänglich ist, Trennung von Außen- und Innenwelt, von Männer- und Frauenwelt. Vieles ist für uns dabei von eigentümlicher Fremdheit.

Interessant ist, dass „*der Orient*“ seit jeher aufgeladen ist mit Sehnsuchtsbildern, Wunschvorstellungen, sprich Projektionen mit allerhand Verzerrungen und Idealisierungen, wobei bekanntermaßen eine Projektion immer einen wichtigen Teil Wahrheit enthält über das, was wir uns selbst ersehnen oder befürchten. Bemerkenswert, dass das Wort „*Orient*“ selbst eine Wortschöpfung des Westens ist: „*vergoldet wie der Himmel beim Sonnenaufgang*“ (vgl. Erdmute Heller, Arabesken und Talismane, S. 89).

Im vergangenen Jahr haben sich zwei Ausstellungen dieses Themas angenommen: „*Orientalismus in Europa*“ in München, wo der Niederschlag unserer Orientsehnsucht in den Stilrichtungen der Kunst der klassischen Moderne gezeigt wurde. Die andere Ausstellung in Karlsruhe „*Orient begegnet Okzident von 1800 bis heute*“ machte auf spannende Weise deutlich, wie eben diese Idealisierung, „*Orientalismus*“ genannt, sich von Anfang an verbunden hat mit handfesten kolonialen Interessen um Einflusszonen für Rohstoffe und Absatzmärkte seit Beginn des 19. Jh., also nach dem berühmten Ägyptenfeldzug Napoleons. In dieser Zeit wuchs auch das wissenschaftliche Interesse an dieser Region und das neue Fach „*Orientalistik*“ entstand. Der exotische Blick des Westlers auf die Schätze des Orients war fasziniert und habgierig zugleich. Während in den Ländern des Nahen und Mittleren Ostens gleichzeitig eine Verwestlichung einhergeht, die im 20. Jh. oftmals mit Gewalt durchgesetzt wurde (**Atatürk, Reza Schah**), ohne dass die orientalische Denk- und Lebenswelt der Menschen darin einbezogen gewesen wäre oder in einem Prozess sozialen Wandels hätte mitreifen können. Nicht beachtet und gewürdigt wurde z.B. die Art ihrer Religiosität oder ihrer Familientraditionen; außen vor aber blieben vor allem der Bild- und

Symbolreichtum ihres Denkens und Sprechens. Die Folgen davon sind bis heute die gravierenden Identitätsprobleme, Widersprüchlichkeiten und Ambivalenzen, die im Gespräch zwischen Orient und Okzident spürbar sind.

Dass mich dieser Spannungsbogen zwischen Faszination und Fremdheit so gepackt hat, hat mit einer Reise zu tun durch den Iran im Oktober 2010 in einer Gruppe, die interessiert ist am interkulturellen und interreligiösen Dialog. Vom ersten Augenblick an waren wir fast wie geblendet von der faszinierenden Schönheit dieses Landes, seiner Wüsten und Paradies-Gärten, der Pracht seiner Moscheen und der Herzlichkeit seiner Menschen. Gleichzeitig waren wir, sobald wir den Boden des Iran betraten, auch wie gelähmt und



Tür mit männlichem und weiblichem Türklopfer in Shiraz

spannungsvoll konfrontiert mit unseren Grundauffassungen und Grenzen von Toleranz: Wir hatten uns kundig gemacht über die Allgegenwart der Geheimdienste, Folter und Hinrichtungen (die laut Amnesty International nach China weltweit an zweiter Stelle stehen). Wir wussten, wie die Protestbewegungen der Grünen Revolution im Jahr 2009 brutal niedergeknüppelt worden sind. Wie damit umgehen, wenn man genau weiß, dass dieser vom schiitischen Islam geprägte Gottesstaat keinerlei bürgerlichen Rechte anerkennt?

Die gangbare Brücke, die es für uns gab, war in dieser Situation tatsächlich das Vertrauen auf die Sprache des Unbewussten, das Wege aufzeigen würde in Begegnungen und Synchronizitäten. Was getragen hat, war unser Respekt vor einer Kultur mit ihrer uralten Geschichte, reich an Bildern und Poesie, deren Spuren sich auch in unserer religiösen Tradition finden lassen. Dazu hatten wir Goethes West-östlichen Diwan in der Tasche, ein erstaunliches Buch, wie sich herausstellen sollte, eine Art Übersetzung orientalischen Denkens.

Davon will ich in diesem Vortrag sprechen: Assoziatives in Form von Gedichten, Bildern, Reiseerfahrungen, einem Traum, Geschichten – wie Teile eines orientalischen Mosaiks. Es hat uns ermöglicht, über den derzeitigen Ausschnitt politischer Gegenwart hinausblicken zu können in den größeren und älteren Horizont von Kultur und Psyche.

Carl Gustav Jung ist in seinem Werk (insbesondere im Buch über *Das Geheimnis der Goldenen Blüte*) öfters auf den Orient zu sprechen gekommen. Er teilt seinen Zauber und betrachtet ihn gerade darin als Herausforderung für uns, weil orientalische Lebensart seit altersher einen Weg gehe, wo das Unbegreifliche Platz hat und

... wo niemals die Gegensätze der menschlichen Natur in der Weise auseinandergerissen worden sind wie in unserer Kultur, wo sie sich bis zur Unbewusstheit aus dem Gesicht verloren haben.

Jung erachtet orientalisches Denken mit seinem Bilderreichtum und seiner Assoziationsfülle wie ein Gegenmodell zum westlich-linearen Denken mit all den verhängnisvollen Folgen von

Einseitigkeiten und Überheblichkeit. Ein Satz **Jungs** ist mir dabei von fast leitmotivischer Bedeutung:

... das abendländische Bewusstsein ist unter keinen Umständen das Bewusstsein schlechthin. Es ist vielmehr eine historisch bedingte und geographisch beschränkte Größe, das sich selber finden muss und sich zugleich im Kontakt mit der fremden Psyche erweitern will im ungeheuren Naturexperiment der Bewusstwerdung, das auch die getrenntesten Kulturen als gemeinsame Aufgabe verbindet.
(Geheimnis der Goldenen Blüte, S. 52)

Auch die getrenntesten Kulturen als gemeinsame Aufgabe erachten - das ist der Punkt! Dabei warnt er vor Identifikationen, denn die führen nur in die Irre. Nüchtern gibt er zu bedenken:

*Nicht als ob wir Orientalen wären,
das muss ich immer wieder betonen, unsere Basis ist eine andere.*

Worauf es **Jung** ankommt: er hält die Auseinandersetzung, diese Gratwanderung zwischen den Kulturen als Notwendigkeit für die psychische Entwicklung des Einzelnen wie für das Zusammenleben der Menschen. Zudem lässt sich das Eigene gerade durch das Anderssein des Anderen erst begreifen. Daraus entsteht eine Freiheit, auch im Umgang mit eigenen Ängsten.

Um dem Fremden zu begegnen, bedarf es eines Impulses, schreibt **Jung**, mag er aus dem eigenen Inneren kommen z.B. den Träumen, oder auch von außen durch vielleicht unerwartete oder gar unerwünschte Begegnungen mit dem Fremden, Unbekannten, wobei „das Neue nie ein Ding allein von innen oder außen ist“. Im Rückblick auf seine eigenen Welt-Erfahrungen schreibt **Jung**:

... kam es von außen, so wurde es innerstes Erlebnis, kam es von innen, so wurde es äußeres Ereignis. Nie aber war es absichtlich und bewusst gewollt herbeigeschafft worden, sondern es floss vielmehr herbei auf dem Strom der Zeit.
(a.a.O. S. 13)

Der West-östliche Diwan

An dieser Nahtstelle von Innen und Außen, äußeres Ereignis und inneres Erlebnis, haben wir im Sinne **Jungs** einen geradezu idealen Reisebegleiter und Vermittler der Welten zur Seite, nämlich **Johann Wolfgang von Goethe** in seinem *West-östlichen Diwan*. Vielleicht erinnern Sie daraus die bekannten Verse:

*Wer sich selbst und andere kennt, wird auch hier erkennen,
Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen.
Sinnig zwischen beiden Welten sich zu wiegen, lass ich gelten,
Also zwischen Ost und Westen sich bewegen, sei's zum Besten!*



(Diwan = ein Bett/Lagerstätte, Diwan ist auch das Kabinett um den Sultan mit seinen Großwesiren = Minister im Osmanischen Reich. In unserem Zusammenhang meint Diwan die Gedichtsammlung eines islamischen Dichters)

Nicht als ob **Goethe** uns mit seinem West-östlichen Diwan spannende Reiseindrücke hinterlassen hätte wie die berühmten Persienreisenden aus dem alten Europa im 18. und 19. Jahrhundert. Er ist nämlich überhaupt nie in Persien gewesen. Aber wie sein West-östlicher Diwan zeigt - seine umfangreichste Gedichtesammlung, 1819 erschienen und in zwölf Bücher eingeteilt - da ist er ja doch in Persien gewesen, jedenfalls seine Seele. Und das kam so:

Im fortgeschrittenen Alter von 65 Jahren begegnet **Goethe** erstmals der Dichtkunst von **Hafis**, diesem größten Lyriker persischer Zunge. In den Jahren 1812/13 nämlich war der Diwan des **Hafis**, über tausend Seiten lang, zum ersten Mal vollständig übersetzt worden (**Josef von Hammer-Purgstall**) und damit in deutscher Sprache zugänglich.

Hafis (1320-1389) ist ein Ehrenname und bedeutet „Der den Koran auswendig beherrscht“. **Hafis** stammt aus Schiraz, der Stadt der Rosen und Nachtigallen und des köstlichen Weines, wo er immer gelebt hat. Durchdrungen vom Geist islamischer Mystik in ihrer Suche nach dem Verborgenen und allen Doktrinen abgeneigt, sammelte **Hafis** mit seiner poetischen Auslegung des Koran Schüler um sich und hinterließ einen Diwan von 500 Gedichten über die Liebe, aber auch politische Gedichte gegen die Willkür der Mächtigen.

Goethe fühlt sich von dieser Dichtkunst ungemein angezogen und inspiriert, er

... wächst Hafis in Bewunderung zu,

wie er schreibt. Er ist beglückt von dessen Leichtigkeit, Sinnliches und Übersinnliches miteinander zu verbinden. Ja, **Goethe** findet in **Hafis** sein Alter Ego und betrachtet sich fortan in tiefer Ergriffenheit als dessen Zwilling, mit dem sein lyrisches Ich in Korrespondenz tritt:



Diwan von Hafiz
Miniaturmalerei Persien 1585

*Und mag die ganze Welt versinken, Hafis, mit dir, mit dir allein,
Will ich wetteifern! Lust und Pein, sei uns, den Zwillingen gemein!
Wie du zu lieben und zu trinken, das soll mein Stolz, mein Leben sein.*

Mit **Hafis** kann **Goethe** seine trunkene Suche teilen nach den Ur-Elementen und dem geheimen Wissen über das Weltwesen, in dem Alltägliches und Kosmisches, sinnliche Liebe und mystische Weltsicht in schönster Einheit zusammenfließen. Es tut sich ihm eine geistige Landschaft auf, die er schon immer in sich trug in der Suche nach einer Weltseele, eine große *participation mystique* über Länder und Jahrhunderte hinweg. Er wird durch **Hafis** bestärkt in seiner Grunderfahrung,

*... dass alles, was wir auf Erden wahrnehmen, geradezu zittert vor Verlangen,
uns höhere Bezüge ahnen oder erkennen zu lassen.
(vgl. Nizami, Leila und Madschnun, S. 325)*

So wurde **Hafis** zur maßgeblichen Inspiration zu seinem Diwan, einem der originellsten Werke **Goethes**, wo sich Ost und West von Genius zu Genius treffen ... genial, kongenial.

*Dein Lied ist drehend wie das Sterngewölbe,
Anfang und Ende immerfort dasselbe,
und was die Mitte bringt ist offenbar,
das, was zu Ende bleibt und anfangs war...*
(Man beachte das Mandalamotiv)

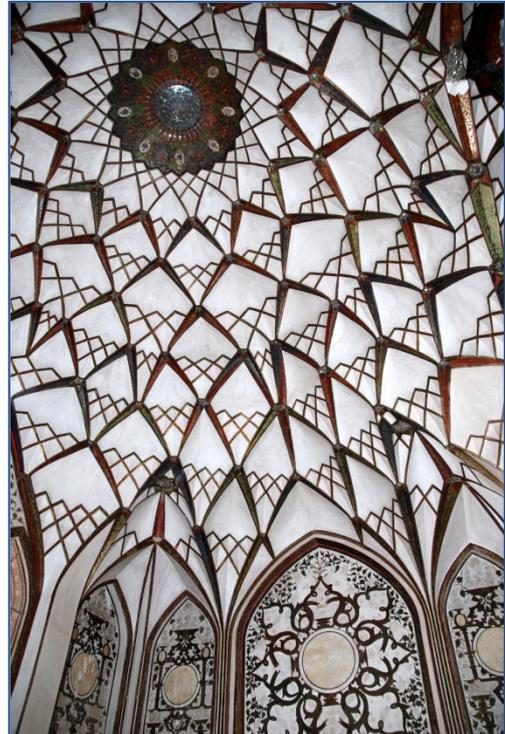
Dieses Ereignis im Auffinden des inneren Zwillings fällt in die Zeit einer neuen großen Liebe im Leben des bald siebzigjährigen **Goethe**. Er hat sich mächtig verliebt in Marianne von Willemer, eine junge Tänzerin. In einer poetischen Metamorphose wird seine Geliebte zu Suleika, und er, der Dichter, zu Hatem, ihrem Geliebten. In diesem Zwiegespräch als Suleika und Hatem gehen sie in den West-östlichen Diwan ein. Wobei in diesem universalen Liebeserleben Marianne selbst zur Dichterin geworden ist, einige Gedichte aus dem Diwan stammen nachweislich von ihr.

Goethe erlebt in dieser Liebe das Wunder einer Verjüngung „und noch einmal fühlet Hatem Frühlingshauch und Sonnenbrand“, die Welt erscheint ihm wie eine Neuschöpfung, z.B. im Gedicht *Wiederfinden*, das so beginnt:

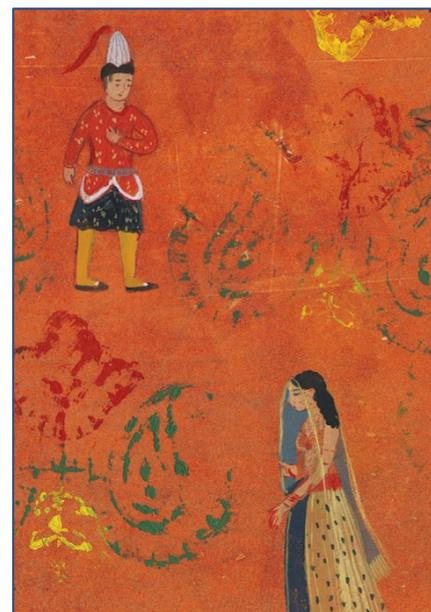
*Ist es möglich, Stern der Sterne,
drück ich wieder dich ans Herz,
ach, was ist die Nacht der Ferne
für ein Abgrund, für ein Schmerz!
Ja, du bist es, meiner Freuden
süßer lieber Widerpart.
Eingedenk vergangner Leiden
schaudr ich vor der Gegenwart.*

Goethe taucht in die Welt der islamischen Mystik ein, in der Trennung und Schmerz irdischer Liebe, sogar der Tod überwunden wird durch eine große Erfahrung des All-Einen. Er vertieft sich in die bewegende Geschichte von *Leila und Madschnun*, dem unsterblichen Liebespaar des Orients, das erst im Tod seine Erfüllung finden kann:

*Der Liebende wird nicht irre gehen,
wärs um ihn her auch noch so trübe.
Sollten Leila und Madschnun auferstehn,
von mir erführen sie den Weg der Liebe.*



Inneres einer Moschee in Isfahan



Leila und Madschnun

Mithilfe seines **Hafis**-Zwillings hat **Goethe** also seinen eigenen poetischen Stil der späteren Jahre gefunden in der Gewissheit, dass alles Erleben und Erkennen ein Gleichnis des Ewigen sei und von daher der Mensch „*eins und doppelt*“ ist, diesseitig - jenseitig, bewusst – unbewusst.

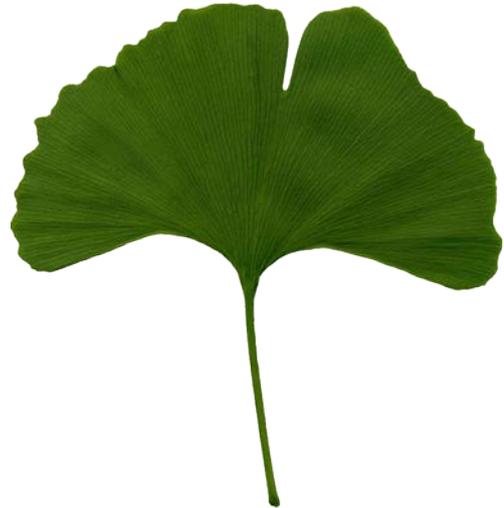
So drückt es auch das berühmte Ginkgo-Gedicht im Buch Suleika aus:

Gingo Biloba

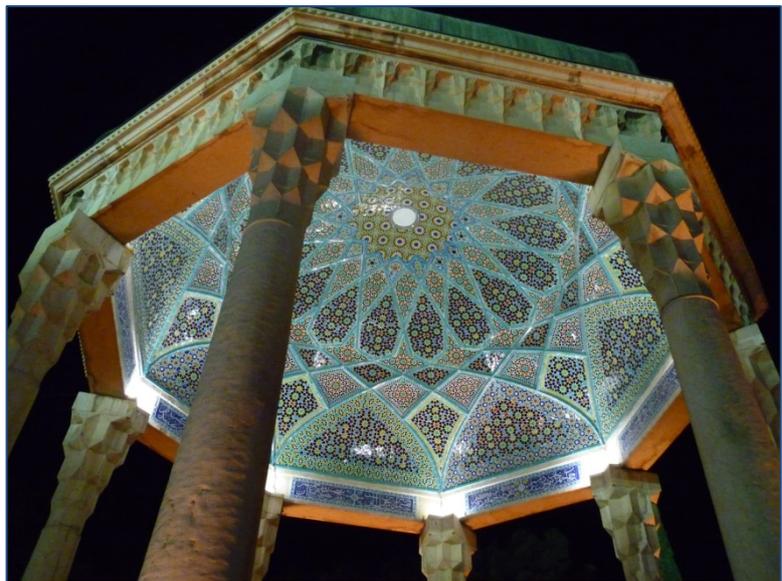
*Dieses Baums Blatt, der von Osten
meinem Garten anvertraut,
gibt geheimen Sinn zu kosten,
wie's den Wissenden erbaut.*

*Ist es ein lebendig Wesen,
das sich in sich selbst getrennt?
Sind es zwei, die sich erlesen,
dass man sie als eines kennt?*

*Solche Frage zu erwidern
fand ich wohl den rechten Sinn
fühlst du nicht an meinen Liedern,
dass ich eins und doppelt bin?*



Hafis: Bis heute ist das wundervolle Mausoleum von **Hafis** in einem Park von Schiraz ein vielbesuchter mystischer Ort, an dem abends leise Musik erklingt und **Hafis**-Texte gelesen werden von den glücklich und sicher auch unglücklich Verliebten. Die Gedichte des **Hafis** leben weiter in den Herzen der Iraner, *par coeur*. Man erzählt uns, dass der Diwan von **Hafis** auf keinem persischen Bücherbord fehle bis heute, er stehe zuhause neben dem



Grab des Hafis in Schiraz/Iran

Koran und würde wie ein Orakel befragt: wer ein Herzensproblem hat, wer trauert oder vor einer Lebensentscheidung steht, schlägt mit geschlossenen Augen eine Seite von **Hafis** auf und erhält darin eine Antwort, die er braucht. **Hafis** sei immer und jederzeit eine Quelle von Trost und Lebensorientierung.

Goethe schreibt in seinen Anmerkungen über den West-östlichen Diwan, ihn hätte an **Hafis** am meisten fasziniert, dass sich in seiner Dichtung die edelsten und niedrigsten Bilder unserer Seele verknüpfen, *vergleichbar einem orientalischen Basar, wo auch die kostbarsten und niedrigsten Waren wahllos nebeneinanderliegen und sich unseren Augen vermischen*. Gegensätzliches, scheinbar Unvereinbares und das in unseren Augen Banale gewinnt hier

Raum und Aufmerksamkeit, es wird menschlich (vgl. das eingangs erwähnte Zitat von **Jung**, wo er sagt, dass in der orientalischen Kultur niemals die Gegensätze der menschlichen Natur so gewaltsam auseinandergerissen worden seien wie bei uns). Schattenaspekte, das Gemeine, das Boshafte sind nicht ausgespart, andererseits kann das Geheimnisvolle hereinkommen und sich bilderreich entfalten...

Wobei wir nochmals den Satz von **Jung** erinnern: „*nicht als ob wir Orientalen wären*“..., - **Goethe** wäre damit sicher einverstanden. Bei allem Glück mit seinem neugefundenen **Hafis-Zwilling** stößt er nämlich allenthalben auch an Grenzen des Verstehbaren, wie er in seinen späteren Abhandlungen deutlich macht.

Die persische Dichtkunst aber und was ihr ähnlich ist, wird von dem Westländer niemals ganz rein, mit vollem Behagen aufgenommen werden – worüber wir aufgeklärt sein müssen, wenn uns der Genuss daran nicht unversehens gestört werden soll.

(Ausgabe von **Goethes** West-östlichem Diwan, dtv-Taschenbuch 1967, S. 162)

Goethe stößt sich auch an manchen Aussagen im Koran, den er studiert hat (vgl. S. 163), wobei er auch mit Vergnügen kokettiert, wenn er empört angegangen wird, ob er nun eigentlich ein Muselman geworden sei - um gleich darauf zu betonen, er bleibe ein Fremdling, „*kenntlich an einer unbezwinglichen Unbiegsamkeit seiner Landsmannschaft*“. Er sieht sich also, beweglicher Geist, der er war, gegenüber einer fremden Kultur und Religion als Liebhaber und Fremdling zugleich, als Reisender auf einer großen Seelenreise, voller Wissensdurst und Herzensöffnung, gerade auch für den Islam als Religion der Hingabe an Gottes Willen.

*Gottes ist der Orient,
Gottes ist der Okzident,
Nord-und südliches Gelände
ruht im Frieden seiner Hände.*

So lauten **Goethes** Spruchzeilen, die den Vers 142 aus der Zweiten Sure des Koran übersetzen.

Soweit vorerst meine Gedanken zum West-östlichen Diwan. Dieses Werk ist eine Reise in die mythologischen und symbolischen Dimensionen orientalischer Psyche, der **Goethe** nachspürt, ihr Raum und Sprache verleiht im schöpferischen Bewusstsein, darin Eigenes gefunden zu haben. In der Begegnung mit dem Fremdartigen – der Dichtkunst eines **Hafis** aus dem 14. Jh. – findet ein Vorgang von Verwandlung statt, das Auffinden des inneren Zwillings, dem er sich wie anverwandelt. Bedeutsam ist sicher die Lebensphase, wo dies stattfindet, sein eigenes Älterwerden, dazu die Offenheit seiner eigenen Seele, verliebt, wie er ist. Daraus hat er eine Brücke geschaffen und uns hinterlassen, die es in der Weise vorher nicht gegeben hat.

Diese Brücke zur Welt des Orients will ich an dieser Stelle in die Gegenwart holen durch einige Reiseimpressionen, die auf dem Hintergrund von **Jung** und **Goethes** West-östlichem Diwan zu einer Erfahrung wurden, wie eine fremden Kultur der eigenen Psyche begegnen kann.

*Wer sich selbst und andere kennt, wird auch hier erkennen,
Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen...*

Reiseimpressionen

Wie sehr Orient und Okzident in innerer Verbindung zueinander stehen, seit Jahrtausenden schon: das gehört zu den ungeheuren Erfahrungen einer Persienreise und sei hier kurz gestreift. Ein großes Staunen, schon im Nationalmuseum von Teheran mit den Zeugnissen der großen Perserkönige Kyros, Darius, Xerxes, 5 Jahrhunderte vor Christi Geburt, die ein mächtiges Weltreich schufen, in dem viele Völkerschaften und Religionen Platz hatten, auch die Juden, die dorthin verschleppt worden waren (das babylonischen Exil) und denen später unter Kyros die Heimkehr nach Jerusalem ermöglicht wurde.

Wir hören auf den langen Busfahrten durch die Wüste die Geschichten aus dem Alten und Neuen Testament völlig neu und es dämmert uns, dass sie sich in ihrer Bilderwelt überhaupt erst begreifen lassen auf dem Hintergrund der altpersischen Kultur, von der wir in Persepolis die gigantische Palastanlage sehen, noch in Ruinen gewaltig. Welch reiche Geschichte im kollektiven Gedächtnis dieses Volkes, wie viel Stolz um die eigene Identität, auch in Abgrenzung zu den arabischen Nachbarn. Eindrücklich ist unser Gewährwerden von der orientalischen Wurzel sehr vieler unserer Vorstellungen und mythologischen Bilder über Himmel und Erde, über Gut und Böse (ein Erbe von Zarathustra - Ahura Mazda und Ahriman), über Engel und Dämonen, über die Erschaffung der Welt in sieben Tagen, überhaupt die mythische Bedeutung der Zahl sieben. Und immer wieder das Paradies, dieser vielfarbige Lebensgarten am Rande der Wüste mit Blumen, Vögeln und Früchten, der in jedem Perserteppich weiterlebt. Paradies, eines der Worte persischen Ursprungs. Nicht zu vergessen die drei Weisen aus dem Morgenland, die Magier (magoi, wie bis heute die zoroastrischen Priester heißen). Es wird so deutlich, dass es eine „Reinheit der Kulturen“ ja nie und nirgendwo gegeben hat, dass Geschichte ein fortlaufender Prozess von Einflussnahmen bedeutet und es sich lohnt, genauer hinzuschauen bis in unsere Sprache hinein.

So reichen unsere Eindrücke von Überwältigt sein, Staunen, Nichtwissen bis zum Nichtverstehen, warum gerade in diesem Land Orient und Okzident feindlich voneinander ferngehalten werden sollen mit Zensur und Gewalt, auch wenn wir diese dunkle Seite des Gottesstaates mehr ahnen als dass wir sie direkt zu spüren bekommen. Als Touristen sind wir überwacht und damit geschützt und dennoch tief beunruhigt durch die Informationen aus einschlägigen



Quellen über Menschenrechtsverletzungen in diesem Land. Es macht Mühe, sich fragend und mitfühlend mit diesen Themen zu beschäftigen und dann vor Ort keine Ansprechpartner dafür zu haben, aus (politisch) naheliegenden Gründen freilich, ein eigentümlicher Spannungszustand. Der breitet sich in der Gruppe aus.

Nach einigen Tagen kommt ein Traum zu Hilfe, den einer der Mitreisenden geträumt hat und uns erzählt in einer abendlichen Austauschrunde. Er träumt:

Ich bin mit einer Gruppe unterwegs in einem fremden Land.

Ich sage: Gefühle sind wichtig. Dann sehe ich vor mir drei Männer übereinander liegen, so, dass sie sich den Platz streitig machen.

Der unterste raucht Wasserpfeife und wird von den oberen beiden fast erdrückt.

Der Traum ermöglicht es, Gefühle zu äußern, die in der Gruppe reichen von staunender Bewunderung für die herzliche Offenheit, die uns hier selbstbewusst vor allem von jungen Menschen entgegenkommt (70 % der iranischen Bevölkerung ist unter 30 Jahre alt) bis zu Angst und Wut angesichts der Willkür und möglicher Bedrohung auch für den Westen, die immer wieder in verbalen Attacken ausgesprochen wird, insbesondere gegenüber Israel.

Die drei Männer, die hier notvoll übereinander liegen, assoziiert der Träumer, selbst traumerfahrener Analytiker, mit den drei Weltreligionen. Wie gern hätte er, dass sie aufgerichtet daständen, noch besser, sie wären untereinander im Gespräch. Doch das Traumbild signalisiert, dass dem Muslim, dem mit der Wasserpfeife, die Luft ausgeht, erdrückt von den anderen...

Nun wird das Gespräch hitziger – Gefühle sind wichtig! – was denken wir über den Islam oder auch unsere islamischen Mitbürger, wie waren und sind die Beziehungen der Religionen untereinander, wer unterdrückt wen, Anfragen an europäische Kolonialgeschichte tauchen auf mit ihrem Überlegenheitskomplex. Der Islam: wir müssen uns eingestehen, dass es in Europa durch Jahrhunderte hindurch wohl immer eine Form von Beunruhigung gibt, eine Angst vor dem Fremden, das uns überwältigen könnte („die Türken vor Wien“). Sind wir psychisch über die Kreuzzugsideologie des Mittelalters, die wir freilich kritisieren, eigentlich hinausgekommen? Und dann fragt sich der Träumer auch selbst, ob dieser Mann mit der Wasserpfeife auch ein eigener Seelenteil ist, der von den anderen („unser westliches Bewusstsein“?) erdrückt und niedergemacht wird?

Gefühle sind wichtig, sagt der Traum. Wenn wir ehrlich sind, so ist unser aller vorherrschendes Gefühl vor allem eine ungewohnte Irritation, weil wir hier vieles einfach nicht durchschauen, einordnen können, den Code nicht kennen, z.B. wie sich Moderne und Tradition zueinander verhalten oder ob eine bestimmte Verhaltensweise eher zu verstehen ist als politische Vorsicht oder als orientalische Gepflogenheit. Das Erleben von Paradox und eingeschränktem Verstehen kratzt an unserem Narzissmus der „Weltläufigen“, die vorgeben, zu wissen, was gespielt wird. Das ist aber nicht so (vielleicht auch nicht einmal gegenüber unserem Nachbarn zuhause!). Doch bietet der Traum – und die Begegnungen mit den Menschen im Iran - gerade dazu einen Schlüssel: *Gefühle sind wichtig*. Kann das nicht auch heißen: wenn du mit dem Denken nicht weiterkommst, könnte deine Fühlfunktion eine Brücke werden, die Achtsamkeit für Atmosphärisches, für das zwischen den Zeilen Liegende, das Unausgesprochene, mit dem sich manchmal erfüllen, einfühlen lässt, was der Verstand nicht weiß oder wissen kann. Genau da ist von der orientalischen Welt viel zu lernen, wir haben es bei **Goethe** gesehen. Wie hat **Jung** so wichtig angemerkt: *unser abendländisches Bewusstsein kann unter keinen Umständen als das Bewusstsein schlechthin gelten...*

Drei Vignetten von der Reise

1.

Wir besuchen den wundervollen Garten Bagh-e-Eram in Schiraz, der Stadt von **Hafis** und **Saadi** (und des berühmten Weines - der im heutigen Iran offiziell total verboten ist). Seit Beginn der Reise wird unsere Gruppe beobachtet, fotografiert oder gefilmt von meist jüngeren Männern, den allgegenwärtigen Revolutionswächtern (Pasdaran), so auch jetzt. Ich stelle mich schräg hinter den Mann mit der Videokamera und schaue auf sein Display, wie er mit starrer Miene alle Gruppenteilnehmer abscannt, einen nach dem anderen. Er sieht, dass ich sehe. Dann verschwindet er. Später, beim Lustwandeln durch diesen Paradiesgarten kommt mir derselbe Mann ohne Kamera auf einem kleinen Seitenweg von vorn entgegen, in seinen Händen ein frischgepflückter Granatapfel, den er mir mit dem strahlendsten Lächeln überreicht. *Welcome to Iran!* Freudige Überraschung, Verwunderung, Irritation auch.

Was ist das gerade? Ein Spiel, eine Farce, eine Freundlichkeit, will er sein anderes Gesicht zeigen, hat er gerade Dienstschluss, behagt ihm seine Tätigkeit selbst nicht, ist seine Geste „typisch orientalisches“? Ich weiß es nicht. Und ich merke, eigentlich ist es auch nicht wichtig. Ich weiß nur, der Granatapfel ist die Frucht aus dem Paradies und später fällt mir seine Bedeutung ein im Verkehr zwischen Oberwelt und Unterwelt im Mythos der Persephone...



2.

Wir haben auf der Reise einen ausgezeichneten persischen Guide, der uns kundig führt, Karan. Zu unserer Verwunderung kommt gleich am ersten Tag eine weitere Person hinzu, die sich als Guide vorstellt, Rosa, eine nicht mehr junge Frau. Sie sei von der Administration beauftragt, sagt sie, eine Kontrolleurin also, denken wir. Eigentlich brauchen wir sie nicht. Sie spricht wenig, beobachtet alles, macht Notizen und ist stets in überwachender Nähe, wenn uns die Menschen auf der Straße freundlich ansprechen. Rosa stört, schaut grimmig, es besteht eine spürbare und wachsende Spannung von uns zu ihr.

Dann, nach drei Tagen ein Abendessen in einem schönen Lokal, herrlich, das persische Essen, in unzähligen Schüsselchen serviert. Wir sitzen mit Rosa zu viert in einer kleinen Nische und kommen ins Gespräch. Wie man denn das Kopftuch am besten bindet, wie wird nur dieser vorzügliche persische Reis zubereitet, wo kauft man am besten das Rosenwasser, Frauengespräche. Dann, nach einer Weile, fragen wir, wie sie denn das Mitreisen in einer ausländischen Gruppe empfindet. Sie lehnt sich zurück und stellt im Gegenzug zum ersten Mal eine Frage an uns, wie man in Deutschland lebt, ob es ein gutes Auskommen gäbe und sie sagt, dass sie ihrerseits sehr froh sei um diesen beruflichen Auftrag. Für die Familie. Hin- und Her-Erzählen.

Ein Bann scheint gebrochen, dieses Tischgespräch wirkt sich in den folgenden Tagen erleichternd auf die ganze Gruppe aus. Rosa macht ihre Arbeit wie bisher, nimmt bei ihren Überwachungsaktionen jedoch Augenkontakt mit uns auf und findet ihre Rolle als gute Mutter, die uns behilflich ist bei den vielen Geldscheinen und aufpasst, dass niemand im Basar verloren geht. Offenbar geht es ihr gut damit, ihren entspannteren Gesichtszügen

nach zu schließen. Und wir fangen an, ihre Begleitung zu genießen, auch ihr Gespür für Situationskomik. Wie leicht hätten wir ihre Feinde werden können. Es geht fröhlich zu, wobei jeder sein Gesicht wahrt. Ihre Notizen macht sie weiterhin, natürlich, *I have to work*. *Yes, Rosa, you have to work hard*, und manchmal lachen wir dann.



Einmal, nach einer langen Wüstenfahrt im Bus, bei der wir über **Hafis** gesprochen haben, zieht sie ihr eigenes zerknittertes Exemplar unter ihrem schwarzen Mantel hervor und zeigt es uns selbstbewusst: *Hafis weiß immer Rat!* sagt sie. Das ist mein Lebensretter. *Habt ihr auch einen Hafis? Was soll man tun, wenn einen die Not überkommt?* Wenn Menschen sich als Menschen begegnen, bekommt ein System Löcher (Gucklöcher), selbst ein rigides System.

3.

Wir sind verabredet in einer großen Medrese, einer Koranschule für ein Gespräch mit muslimischen Geistlichen. So war jedenfalls vereinbart worden schon in Berlin mit dem Kulturrat der Islamischen Republik Iran. Doch als wir da ankommen, ist das Tor verschlossen. Eine Telefonverbindung lässt sich nicht herstellen. Ist das eine organisatorische Panne, ist das ein Affront gegen uns Ungläubige, Zufall oder so beabsichtigt? Wir stehen in dem betörend schönen Innenhof dieses altherwürdigen Gebäudes am plätschernden Brunnen unter Bäumen und warten lange. Nichts geschieht. Zwar eilen einige Lehrer oder Würdenträger dieser Schule an uns vorbei, lassen sich aber nicht ansprechen, nehmen keinerlei Kontakt mit uns auf.

Als wir gerade aufbrechen wollen, betritt ein Ayatollah im schwarzen Turban den Innenhof, auch er eilenden Schrittes. Doch er hält an, *Salam*, ein paar kurze und freundliche Worte mit unserem guide, der ihn übersetzt. Wir haben nicht den Eindruck, dass er von unserem Kommen gewusst oder uns erwartet hätte. Er ist einfach da, völlig präsent. Vom ersten Augenblick an sind wir mit ihm



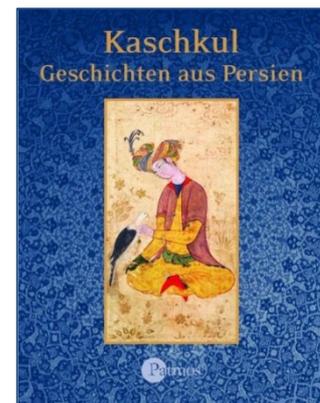
im Austausch, wir alle seien doch Kinder im Hause Abrahams und er zeigt nach oben. Worauf es denn seiner Meinung nach ankäme in der Ausbildung zu religiösen Führern, fragt der Leiter unserer Gruppe, heute, in unserer Zeit mit so viel Spannungen und Unfrieden. „*Herzensaugen*“, antwortet er da, *nicht nur das Gesetz, das hilft nicht weiter, es geht in allem um Ihn, den Einzigen, den Barmherzigen*. Er helfe, dass sich die Seelen begegnen können. Wir

sind mehr als wir wissen. Und er gebraucht das Bild vom Falter und der Flamme, das in der islamischen Mystik so bedeutungsvoll ist für Hingabe. Während er spricht, hören wir wie gebannt zu, auch wenn wir gar nichts verstehen. Der Übersetzer bringt dann lediglich ins Wort, was wir atmosphärisch bereits aufgenommen haben. Von der Weisheit der Sufi ist etwas spürbar, die ursprünglich aus diesem Kulturraum kommt, in der Religion des Gottesstaats derzeit jedoch ausgeklammert bzw. verboten ist. Es ist eigenartig, in der Anwesenheit dieses Mannes fühlen wir uns nach der Angestrengtheit dieses Morgens auf einmal erfrischt und kommen zu einer inneren Ruhe, die wir bisher nie erlebt haben.

Das Gespräch mit diesem Ayatollah dauerte sicher nicht länger als eine halbe Stunde. Doch in seiner mystischen Tiefe und Bezogenheit hatte es fast eine Qualität von Zeitlosigkeit, ein Geschenk. Dann, mitten aus dem Satz heraus hat sich der Ayatollah verabschiedet, er wolle zum Mittagsgebet. Wir bemerkten, wie in diesem Augenblick eine Gruppe von anderen Ayatollahs aus einer Tür getreten war, die Köpfe zusammensteckend und uns den Rücken zukehrend.

Soweit diese drei Vignetten. Sie handeln von Erfahrungen an Grenzen, an denen für einen Augenblick lang Begegnung stattfindet in kleinen Gesten. Das ist es, was am meisten bleibt von einer Reise, Ausblicke und Annäherungen, die sich ereignen, die wir jedoch nicht „machen“ können. Die Brückenbauer, die hier in Aktion treten, sind das persönliche und noch mehr das kollektive Unbewusste von uns Menschen, das durch einen Zufall oder eine Synchronizität oder den Traum des Mitreisenden einen Zusammenhang herstellt, der Gegensätzliches, Widerläufiges verbindet, dazu mit leichter Hand...

Am Beginn des Vortrags habe ich **Jung** zitiert, der feststellt, wie im orientalischen Denken und Sprechen die Gegensätze der menschlichen Natur vielmehr ein Ganzes bilden als bei uns. Das zeigt sich auch in der Form des Denkens und Verhaltens, weniger rational-linear als schöpferisch-mäanderhaft, für unser Verständnis oft labyrinthisch. Typisch dafür ist in vielen orientalischen Erzählungen die Geschichte in der Geschichte, ein spiralförmiger Gang der Handlung, so in den Märchen, von denen es gerade in Persien einen überaus reichen Schatz gibt. Ich will Ihnen eines erzählen (Kaschkul, Geschichten aus Persien, Patmos 2005, S. 34 ff.)



MÄRCHEN VON DER TOCHTER DES PADISCHAH UND DEM PERLENDIEB

Da findet ein armer Mann auf dem Acker eine kostbare Perle, die er nach altem Brauch dem Padischah zum Geschenk machen will, um dafür eine Belohnung zu erhalten. Er fertigt ein feines Kästlein an und macht sich auf den Weg in die Stadt, wo er eine lustige Reisegesellschaft von drei Männern trifft, denen er arglos von seinem Fund und seiner Absicht erzählt. So gelang es einem der Männer, bei einer günstigen Gelegenheit dem Bauern unbemerkt die Perle aus dem Kästlein zu stehlen. Als die Gruppe die Stadt erreichte, gingen alle ihren Geschäften nach. Der Bauer ging zum Palast und übergab das Kästlein der Palastwache für den Padischah. Als dieser das Kästlein öffnete und es leer vorfand, fühlte er sich verhöhnt und ließ den Bauern voll Zorn in den Kerker werfen.



Nun hatte der Padischah aber eine kluge und schöne Tochter, die mit dem armen Bauer Mitleid empfand. Sie überredet ihren Vater, die drei Reisegefährten in der Stadt ausfindig zu machen, was auch gelingt, aber ein jeder von ihnen bestreitet heftig, die Perle entwendet zu haben. So landen auch die drei im Kerker. Die Tochter bittet den Vater, sich der Sache annehmen zu dürfen, sie wolle schon die Wahrheit herausfinden. Sie befreit die drei von ihren Fesseln, gibt ihnen schöne Kleider und führt sie in ihre Gemächer, wo sie zusammen plaudern und mit köstlichen Speisen bewirtet werden. Als alle bester Laune sind, beginnt die Tochter des Padischah eine Geschichte zu erzählen.

Es war einmal ein König, der eine Tochter hatte, die er sehr liebte. Eines Tages fand sie im Garten eine Blume, die ihr so sehr gefiel, dass der Sohn des Gärtners sie abschnitt und ihr schenkte. Die beiden waren noch Kinder, doch verliebten sie sich ineinander, weshalb der König seiner Tochter jeden weiteren Umgang mit dem Gärtnerjungen verbot. Doch bei einem letzten heimlichen Treffen versprachen sich die beiden, die Nacht vor der Heirat der Prinzessin miteinander zu verbringen, damit auch er eine Blume aus ihrem Garten pflücken könne. Als nun viele Jahre vergangen waren und die Heirat bevorstand, erinnerte sie sich ihres süßen Versprechens, eilte in der Nacht aus dem Palast durch den Garten in das Haus des Gärtners. Da brach ein Löwe aus den Büschen hervor und wollte sie fressen. *„O Löwe, wenn es mein Schicksal ist, von dir gefressen zu werden, kann ich dem nicht entrinnen. Aber ich habe bei dem Sohn des Gärtners noch ein Versprechen einzulösen, gib mir noch diese Gelegenheit“* und der Löwe ließ sie gehen. Doch schon lauerte ihr ein Räuber auf, der ihren wertvollen Schmuck sah und bei sich dachte: mit diesem guten Fang habe ich für den Rest des Lebens ausgesorgt! Doch die Prinzessin erzählt ihm von ihrem Versprechen, *„wenn du ein Mann von Ehre bist, so lass mich das Versprechen erfüllen, dann komme ich wieder vorbei und gebe dir freiwillig meinen Schmuck“*. So kommt die Prinzessin ans Gärtnerhaus und klopft an. Der Gärtnersohn ist tief ergriffen, wirft sich ihr zu Füßen, *„das Versprechen haben wir uns als dumme Kinder gegeben, jetzt dürfen wir an so etwas nicht einmal denken. Du hast dein Wort gehalten, geh zurück in deinen Palast!“*

Die Prinzessin macht sich auf den Heimweg und berichtet dem Räuber, wie ritterlich der Gärtnersohn gehandelt habe und seiner Lust entsagt. *„Und wenn du willst, gehört mein Schmuck jetzt dir“*. Da ist der Räuber beschämt und es gelingt ihm nicht mehr, sie

auszurauben. Desgleichen ist der Löwe beeindruckt von der mutigen und aufrichtigen Prinzessin ist und er lässt sie am Leben. So kehrte die Schöne unversehrt in ihren Palast zurück.

Damit war die Geschichte zu Ende und die Tochter des Padischah wandte sich an die drei Reisegefährten: „Nun sagt mir, welcher der Dreien hat am ritterlichsten gehandelt, der Löwe, der Räuber, der Gärtnersohn“? Darüber redeten die drei lange, was der größte Verzicht sei, der aufs Fressen, auf die Lust, auf den Reichtum.

Nun, was denken Sie, wie die Geschichte ausgeht? Derjenige, der am allermeisten den Räuber bewundert hat, weil er auf so eine günstige Gelegenheit verzichtet hat – das war der Dieb, der die Perle gestohlen hatte und sie wurde auch bei ihm gefunden. Eine schöne Geschichte, angeführt durch die kluge Tochter des Padischah. Sie weiß um die Liebe und sie kann mit den Schattenkräften umgehen, dem Löwen und dem Räuber, die ihr dann auch nichts anhaben können. Und aus dieser Geschichte in der Geschichte wächst schließlich die Prüfung für die drei Männer, und so kommt die Wahrheit ans Licht und die Perle auch.

Orientalische Märchen sind manchmal wie Orakelbücher, voller Auswegslosigkeiten, aber genau dort, wo es nicht weitergeht, an der Grenze, geht eine Tür auf. So wie mir vor einiger Zeit ein Wissenschaftler aus Deutschland erzählt hat von einem kleinen Buchladen in Teheran, in dem er alte persische Ausgaben aus der mystischen Tradition der Sufis zu finden hoffte, **Rumi, Attar, Halladsch**. Nein, die gäbe es nicht, sagt ihm der Ladenchef streng. Doch der Besucher blieb in dem Laden stehen und wartete, ohne zu wissen warum. Dann, in einem Augenblick, als außer ihm kein anderer Mensch mehr im Laden war, schob der Ladenbesitzer leise eine Bücherwand auseinander, genau an der Stelle, wo die Kasse steht, ein zentraler und vielleicht deshalb geschützter Ort also. Da geht eine kleine Treppe hinunter zu einem Bücherregal und dann noch zu einem. Dort findet der Besucher alles, was er gesucht hat. Die beiden Männer haben darüber kein einziges Wort miteinander gewechselt, nur die Geldscheine natürlich, und - vielleicht - auch „Herzensaugen“.

Vertrauen auf die Geschichte in der Geschichte heißt Vertrauen auf das, was dahinter oder darunter liegt, auf Synchronizität. Zum Schluss möchte ich Ihnen noch eine kleine Passage vorlesen aus den „*Sieben Geschichten der sieben Prinzessinnen*“ des **Nizami**, ein Juwel orientalischer Erzählkunst aus dem 12. Jh. (Autor von *Leila und Madschnun*).

Da muss also Mahan, ein bildschöner Jüngling, dem doch alles so blendend gelungen ist im Leben, durch ganz viele Wirren und Schrecken hindurch, damit er endlich realistisch und erwachsen wird. Als er schließlich in der Trümmerwelt seiner Illusionen sitzt, das Herz leer und verzweifelt, da dachte er:

Wie seltsam ist doch dieses Leben, das uns aus Gärten in Wüsten und aus Wüsten wiederum in Gärten immerzu weitertreibt, wozu, wohin? Man zeigt uns Rosen und darunter lauert der Stachel und ziehen wir den Schleier vom Mondgesicht der Schönen, so springt ein Drache hervor... Heb nur den Vorhang, dann wirst du erkennen, was wir Toren in Wirklichkeit lieben. Entziffere die zierlichen Schriften und die Schwärze ihres Sinns wird dich schaudern machen. Oh ihr kostbaren Hüllen voll Unrat! Doch wer kennt schon rechtzeitig die Badestube der Welt? Und wer ihren Heizofen, eh er selber darin sitzt? So mancher glaubt, er trage in seinem Korb den Stein der Weisen davon – und öffnet er endlich den Deckel, so findet er dort nichts als Schlangen und Ungeziefer... So dachte der Jüngling, als er mit einem Mal spürte, dass er auch jetzt – selbst hier, wo die Welt zu Ende und seine Verlassenheit ohne Grenzen

zu sein schien- doch nicht allein war...
(S. 204)

Und an der Stelle höre ich auf und überlasse es Ihrer Phantasie, wie die Geschichte weitergeht. Denn jetzt beginnt wieder eine Geschichte in der Geschichte. Sie sehen, es ist die Poesie, die Sprache unbewusster Bilder, die den Weitergang der Geschichte, d.h. des Lebens ermöglicht. Hier schließt sich ein Kreis zu **Goethe** und **Jung** als Brückenbauer für den schöpferischen Dialog zwischen Orient und Okzident – einen dritten möchte ich noch hinzufügen, aus gutem Grund:

Friedrich Rückert (1788 in Schweinfurt - 1866 in Coburg)

Er ist Philologe, lernt 1817 bei dem berühmten **Joseph von Hammer-Burgstall** (Übersetzer von **Hafis**) die persische Sprache, beginnt, den Koran zu übersetzen und schafft ein Werk von Nachdichtungen (**Hafis**, **Saadi** und dem Mystiker **Mevlana Rumi**) in der lyrischen Gedichtform des Ghasels – eine Folge von zweizeiligen Strophen, wie sie in der persisch-arabischen Dichtung üblich ist. Ghasel heißt Gazelle und meint das erotische Sprechen zu der schönen Frau, die von ferne diesen Vers vernimmt (Vorlage für die späteren Troubadoure). Wobei unter dem Einfluss der islamischen Mystik die weltliche Erotik immer mehr in die mystische Gottesliebe übergeht mit einer sich ausfaltenden Symbolsprache – der Rückert nachzuspüren in der Lage ist.



Friedrich-Rückert-Denkmal in Schweinfurt

Rückert ist einer der Begründer der Orientalistik in Deutschland, wird Professor, später berufen nach Berlin, wo er den preußischen Orden *Pour le mérite* erhält.

Warum ich **Rückert** hier auf jeden Fall erwähnen muss, hat mit dem psychologisch hoch interessanten Phänomen zu tun, *wie* er Zugang zu den orientalischen Sprachen findet, die er übersetzt, denn zu seiner Zeit gab es fast noch keine Literatur zum Sprachenlernen: er lernt die Sprachen durch Abschreiben ganzer Werke, denen er sich einige Wochen lang in völliger Ausschließlichkeit widmet, er erfasst deren Sprachmelodie, Rhythmik, den inneren Gehalt, bis er durch Intuition ein Teil davon geworden ist. Er lebt in der Gewissheit, dass dichterische Aussagen aus einer gleichen Wurzel stammen, der Weltseele (die er mit **Goethe** teilt), so dass dichterische Sprache wie ein Klangkörper ist, durch den Menschen in gegenseitige Resonanz treten können. Er steht in engem Kontakt mit den **Gebrüder Grimm** und interessiert sich wie sie für Sprachforschung. Was **Rückert** in seinen Nachdichtungen geschaffen hat, ist deshalb ohne Vergleich (persisch, arabisch, kurdisch, armenisch, syrisch u.a.m.)

Vielen ist **Friedrich Rückert** durch die „Kindertodtenlieder“ bekannt, vor allem in der Vertonung durch **Gustav Mahler**. Im Dezember 1833 waren die damals sechs Kinder der Familie Rückert an Scharlach erkrankt, die beiden Jüngsten starben innerhalb von einem Monat, darunter sein einziges Töchterchen Luise. Unter dem Eindruck dieses Todes schrieb er die Kindertodtenlieder, die wie in seinem gesamten dichterischen Werk voller Symbole sind aus der orientalischen Welt: das Zelt – der Sternenhimmel – der Garten – die Rose:

*Wo ich mein Zelt aufschlage,
 da wohnst du bei mir dicht.
 Du bist mein Schatten am Tag
 und in der Nacht mein Licht.
 Wo ich auch nach dir frage,
 find ich von dir Bericht.
 Du lebst in meiner Klage
 und stirbst im Herzen nicht.*

Am Schluss soll noch einmal **Goethe** zu Wort kommen, der im schöpferischen Dialog zwischen Orient und Okzident eine Herzenssprache gefunden hat. Es ist das bekannte Gedicht aus dem West-östlichen Diwan: *Selige Sehnsucht*. Zentral ist dabei das Verwandlungssymbol des Schmetterlings, der sich ins Feuer stürzt in Anspielung auf den Sufi-Meister **Mansur al-Halladsch**, der sich bei seiner Hinrichtung tanzend der Richtstätte genähert haben soll:

Selige Sehnsucht

*Sagt es niemand, nur den Weisen,
 weil die Menge gleich verhöhnet,
 Das Lebendige will ich preisen,
 das nach Flammentod sich sehnet.
 In der Liebesnächte Kühlung,
 die dich zeugte, wo du zeugtest,
 Überfällt dich fremde Fühlung,
 wenn die stille Kerze leuchtet.
 Nicht mehr bleibest du umfängen
 in der Finsternis Beschattung,
 Und dich reißet neu Verlangen
 auf zu höherer Begattung.
 Keine Ferne macht dich schwierig,
 kommst geflogen und gebannt,
 Und zuletzt, des Lichts begierig,
 bist du Schmetterling verbrannt.
 Und solange du das nicht hast.
 Dieses: Stirb und werde!
 Bist du nur ein trüber Gast
 auf der dunklen Erde.*



Hinrichtung des Mansur al-Halladsch

Kontakt mit **Dr. Ursula Bernauer**:
ursula.bernauer@t-online.de